

Nachklänge

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **17 (1933)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere lieben und verehrten

Herrn Prof. Otto von Greyerz

zum siebzigsten Geburtstag (6. Herbstmonat 1933)

unsere allerherzlichsten Glückwünsche!

Sollen wir wiederholen, was wir zu seinem sechzigsten Geburtstage gesagt? — Nur kurz: Er ist einer der wenigen, die das Wort Heimatschutz, dem dies Jahr die Ehre einer Bundesfeiersammlung widerfahren ist, ganz verstanden haben; denn gerade er hat es auch auf die Sprache angewandt, aber nicht nur auf die Mundart, auch auf die Schriftsprache, ohne die ja unser Geistesleben nicht mehr denkbar ist. Im Heimatschutztheater hat er der mundartlichen Dichtung eine Stätte geschaffen, aber auch die Reize der hochdeutschen Dichtersprache hat er belauscht und sie andern vermittelt. Und wie er seiner deutschen Muttersprache Liebe bewiesen, hat er als guter Schweizer der seiner Vaterstadt und seiner Bildung nahestehenden französischen Nachbarsprache Achtung bewiesen. Und so gehört er denn auch zu den Gründern und treuesten Mitarbeitern unseres Vereins und hat als Obmann seinem Zweigverein Bern in der Bundesstadt eine geachtete Stellung verschafft. Mit Stolz zählen wir ihn zu den Unsern und wünschen ihm von Herzen noch recht viele Jahre glücklichen Schaffens — denn ohne Arbeit wäre ihm ja doch nicht wohl.

Es ist sonst ein schöner Brauch, daß man den Gefeierten beschenkt. Wer wenn der Mann auch ein urdiger Berner ist — bei diesem Berner kämen wir längst zu spät; denn er ist uns schon bei weitem zuvorgekommen und hat uns ein Geschenk gemacht:

Vor kurzem ist im Verlag A. Francke A.-G. Bern ein stattlicher Band erschienen: Sprache, Dichtung, Heimat. Der Titel nennt also gerade die Mächte, um deren Pflege willen gerade wir vom Sprachverein den Verfasser, Otto von Greyerz, schätzen. Das Buch enthält Studien, Aufsätze und Vorträge über Sprache und Schrifttum der deutschen Schweiz und der östlichen deutschen Alpenländer. Der Geist, in dem er Sprache, Dichtung und Heimat behandelt, kann nicht besser ausgedrückt werden, als es der Verfasser selber tut im Titel eines der Aufsätze: Deutsche Gemeinschaft und schweizerische Eigenschaft („Eigenschaft“ hier dem hübschen Wortspiel zuliebe im Sinne von Eigenart und nicht von Qualität). Und nach der andern Seite: das Buch klingt aus mit drei unter dem Titel „Zwischen zwei Kulturen“ zusammengefaßten Besprechungen von Büchern, die von Vermittlern deutsch- und welschschweizerischen Wesens handeln. Daß die Schweiz eine Kulturvermittlerin ist, wollen wir ja gerne zugeben, nur eine Vermischlerin soll sie nicht sein. Das Buch ist also ganz in unserem Sinne gehalten; es drückt den besten Geist unseres Vereins so rein aus, daß wir es jederzeit gegen Freund und Feind nicht nur als des Verfassers, auch als unser Denkmal bezeichnen dürfen. Und das dürfen wir nicht nur, weil einer der Unsern es geschrieben, sondern — und das ist für uns das Erhebende — weil es der Verfasser uns geschenkt hat. Denn auf dem zweiten Blatte steht in der Mitte: „Dem Deutschschweizerischen Sprachverein gewidmet“.

Wir wären dem Verfasser dankbar gewesen auch ohne diese öffentliche Widmung; denn sein Werk ist ja der reinste Spiegel unseres Wesens — in unsern eigenen

Schriften, besonders in den „Mitteilungen“, muß dieser Spiegel manchmal vom Staub des Alltagskampfes getrübt erscheinen. Für diese Widmung danken wir ihm zum zweiten Mal; denn jetzt weiß es jeder, der das Buch zur Hand nimmt: Otto von Greyerz bekennt sich öffentlich zu unserm manchmal heftig bekämpften, manchmal mitleidig belächelten, großenteils gleichgültig übersehenen Verein. Ja mit dieser Widmung bekennt er sich nicht nur zu uns, er setzt sich tapfer für uns ein. Wer ihm dafür noch mehr als mit Worten danken will, kaufe das Buch. *)

Wir hoffen, unser Herr Professor werde uns noch lange in seiner heutigen Rüstigkeit und Rührigkeit erhalten bleiben. Es wäre unverkämmt, gerade jetzt schon wieder einen Wunsch zu äußern, aber in aller Bescheidenheit dürfen wir doch wohl die Hoffnung aussprechen, sein Ruhestand (das ist zwar vorläufig bei ihm noch ein lächerliches Wort und „nur offiziell“ gemeint) möge ihm erlauben, gelegentlich — aber nein, seien wir nicht unbescheiden; sagen wir ihm lieber nochmals herzlich Dank und Glückwunsch!

Nachklänge.

Wir haben uns in den Nummern 1—6 d. J. unter dem Titel: „Die deutsche Schweiz und das Deutsche Reich“ mit einigen reichsdeutschen Vertretern der Erdkunde auseinander setzen müssen und haben diesen Herren unsere Blätter zugesandt. Sie haben alle drei geantwortet, aber verschieden.

Streng sachlich Prof. Gradmann in Erlangen. Er wiederholt das Recht des Geographen, zwischen Deutschem Reich und Deutschland, zwischen Reichsdeutschen und deutschem Volk zu unterscheiden und das erste als Teil des zweiten aufzufassen, wobei an „eine staatliche Bindung nicht zu denken“ sei. Darauf können auch wir nur wiederholen: Dieses Recht müssen wir ihm zugestehen, aber solange man im Reiche selbst trotz antilichen „Fingerzeigen“ jenen „Mißbrauch“ der Gleichsetzung von Reich und Deutschland noch so häufig begeht, solange Gradmanns Auffassung im großen ganzen auf die wissenschaftlichen Fachkreise beschränkt ist (er nennt die Naturforscher, Ärzte, Geographen, Philologen), solange muß man auch im Reiche begreifen, daß wir uns zu schützen suchen gegen die Mißverständnisse, die aus diesem Mißbrauch entstehen. Gradmann meint, wir sollten auch verstehen lernen, „daß wir Reichsdeutschen nach den unfähigen bitteren Erfahrungen des Weltkrieges und des schmachvollen Wortbruches von Versailles in diesen Dingen feinfühlicher geworden sind, daß wir uns an den Gedanken wie an einen Trost klammern: es gibt noch ein großes deutsches Volk, das unabhängig ist von staatlichen Grenzen und weit hinausreicht über unser zerrissenes und aus tausend Wunden blutendes Staatsge-

*) Wir haben der letzten Nummer ein Werbeblatt des Verlages beigelegt, und unsere Mitglieder werden noch eins zugesandt bekommen, das ein Inhaltsverzeichnis enthält. Der Preis von 22 Fr. 50 Rp. ist vielleicht für viele unserer Mitglieder ein etwas hoher Betrag; die Höhe erklärt sich aus den hohen Druckkosten eines ganz in der Schweiz hergestellten Buches, der guten Ausstattung und der räumlichen Beschränkung des Absatzgebietes — den Inhalt hat der Verfasser unentgeltlich gestellt. Es liegt dem Verlage daran, das Buch in unsern Kreisen zu verbreiten; nach den Bestimmungen des Buchhändlervereins darf er uns aber keine Ermäßigung gewähren. Dagegen würde er uns eine staatliche Vermittlungsgebühr einräumen, wenn wir ihm die Bestellungen sammeln. Wer also das Werk bis Mitte November bei unserer Geschäftsstelle in Ruisnacht bestellt, verschafft der Vereinskasse damit ein paar willkommene Franken.

biet". Gewiß, das können wir verstehen, und viele Schweizer sollten es noch besser verstehen. Daß der Versailleser Vertrag ein Wortbruch war, hat der gute Schweizer Ernst Bovet, der das Reich während des ganzen Krieges bekämpft hat, öffentlich erklärt. Aber man sollte im Reiche auch verstehen, daß wir Schweizer nicht erst durch den Krieg und seine Folgen feinfühlicher geworden, sondern daß wir als Kleinstaat neben einem Großstaat, der auch jetzt trotz allem immer noch eine Großmacht ist, schon immer feinfühlicher (oder sagen wir ruhig: empfindlicher) gewesen sind und sein müssen.

Ruhig und sachlich antwortet auch der Berliner Geograph Krebs. Daß seine Bemerkungen, die Schweizer „rechnen sich zu einer fremden Staatsnation“ und die deutsche Schweiz sei „deutscher Boden unter fremder Herrschaft“ herausfordernd gewesen seien, weist er zwar „ganz energisch zurück“; daß sie ungeschickt gewesen seien, gibt er insofern zu, als im zweiten Satz die Schweiz und das Elsaß in einem Atem genannt seien, was irreführend sei, weil „die Schweiz sich ihre Staatlichkeit selbst aufgebaut hat, das Elsaß aber einer fremden Staatsnation unterstellt ist“. Im übrigen verlangt er wie Gradmann das Recht der Wissenschaft (er sagt ausdrücklich: der Gelehrten), zwischen Deutschland und deutschem Reich, zwischen Staatsnation, Sprachnation und Volkheit zu unterscheiden, obschon im Reich „leider auch offizielle Stellen“ diese Unterschiede nicht beobachten. Er führt in diesem Sinne aus seinem Deutschland-Buche an: „Die Geschichte des letzten Jahrhunderts ließ uns auch fast vergessen, daß deutsches Land rings um den Bodensee liegt und die deutsche Schweiz kulturell uns zugehört, mag sie auch die Selbständigkeit ihres Staatswesens mit voller Berechtigung verteidigen. In diesem Werk, in dem nicht die politischen Grenzen, sondern die kulturellen Zusammenhänge betont werden, wird dem beim Reich verbliebenen Süddeutschland die deutsche Schweiz, Elsaß und Deutsch-Lothringen zugeschlagen. . . . Die Schweizer haben sich politisch stärker differenziert, aber Mundart, Stammeseigentümlichkeit und Wirtschaftsweise sind auch da zu beiden Seiten der politischen Grenze die gleichen“. Er schließt seinen Brief: „Gewähren Sie dem Geographen auch das Recht, daß er sich an das Unveränderlichere des deutschen Raumes und des deutschen Kulturbodens hält, weniger an das Veränderlichere des darauf wohnenden Menschen und seiner sich mehrfach ändernden Staatsform“.

Dieses Recht können wir dem Geographen gewähren, denn die Erdkunde ist heute eine Naturwissenschaft; früher, als wir noch Landesgrenzen und die Namen und Einwohnerzahlen der Hauptstädte lernen mußten, stand sie der Geschichte näher. Wir wollen vom Geographen auch nicht verlangen, daß er sich für die Erhaltung der Staatsgrenzen einsetze, sondern nur, daß er nicht ihre Veränderung fordere. Aber Krebs gibt ja zu, daß die Schweiz die Selbständigkeit ihres Staatswesens mit voller Berechtigung verteidige. Doch wenn die deutsche Schweiz auch deutscher Kulturboden ist, so gilt das im Allgemeinen; es gibt aber auch eine politische Kultur, und die haben wir nicht gemeinsam. Wir haben seit vielen Jahrhunderten unsere republikanische, immer mehr oder minder demokratische Staatsform; so leicht veränderlich ist sie denn doch nicht; andererseits können sich auch Mundarten, Wirtschaftsweisen und sogar Stammeseigentümlichkeiten ändern. Und wenn es neben dem Begriff der Sprachnation auch den der Staatsnation gibt — daß wir zur deutschen Sprachnation ge-

hören, haben wir ja zugegeben — warum gibt er nicht zu, daß wir eine Staatsnation sind, sondern sagt nur, die Schweizer „rechnen sich zu einer fremden Staatsnation“? Mit dem empfindlichen Ohr der Minderheit hören wir den Gedanken heraus: Wie leicht können einem beim „Rechnen“ Irrtümer unterlaufen! Deutlicher wäre jedenfalls gewesen: Die Schweizer gehören zu einer fremden Staatsnation.

Im ganzen gewinnt man den Eindruck, Prof. Krebs wolle die Schweiz gerecht beurteilen und stelle keine „all-deutschen“ Ansprüche, — so unvorsichtig jener Ausdruck war — und das ist uns die Hauptsache.

Ganz anders Ewald Banse, Professor der Erdkunde an der technischen Hochschule in Braunschweig! In seiner sogenannten „Landeskunde“ hat er für nötig befunden zu sagen (s. „Mitt.“ 5/6, S. 2), die Schweiz und die Niederlande „würden“ als Capfeiler „des“ großdeutschen Staates diesem Großstaat das völlige Uebergewicht im Westen des Abendlandes sichern, aber diese Schweizer merkten nicht einmal, daß sie durch Deutschlands Feinde vom Reiche ferngehalten werden, sondern bildeten sich ein, sie halten sich aus freiem Willen fern. In einem Lehrbuch der Erdkunde steht sonst, wie die Erde ist, und nicht, wie sie sein würde, wenn . . . Der Mann paßt offenbar eher in die Schriftleitung des „Völkischen Beobachters“ als auf einen wissenschaftlichen Lehrstuhl. Aber da sitzt er nun einmal. Er schreibt uns:

Braunschweig, den 14. 8. 33.

An den Deutschschweizerischen Sprachverein, Rüschnacht (Zürich).

Deutscher Volksgenosse,

Sie haben mir die „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ 1—6 dieses Jahres zugesandt. Der Aufsatz „Die Deutsche Schweiz und das Deutsche Reich“ (die größte Kartoffel muß natürlich vorangeschickt werden), der sich mit Geographiewerken reichsdeutscher Gelehrter befaßt, ist eine Kette toller Dummheiten und Unverschämtheiten, in der jedes einzelne Glied die Richtigkeit der in meiner „Deutschen Landeskunde“ gegebenen Kennzeichnung des schweizerdeutschen Charakters erhärtet. Sie wollen „Deutschschweizerischer Sprachverein“ sein? Wollen Sie Ihren Namen nicht lieber in „Internationalschweizerischer Sprachverein“ umändern? Man muß sich tatsächlich schämen, daß es deutsche Volksgenossen gibt, welche die Tatsache deutscher Muttersprache nicht als Beweis ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volke ansehen. Wir rechnen (wie die Holländer, Flamen, Lothringer, Elsässer, Oesterreicher und Böhmen) auch die Schwyzer ganz selbstverständlich zum Deutschen Volke. Und ich hoffe, unseres (nicht Ihres, denn Sie sind seiner nicht würdig) C. F. Meyers Weisagung noch zu erleben:

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt

Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Banner,

Und wer uns scheiden will, den morden wir! *)

Nun verschlägt's Ihnen, deutscher Volksgenosse, wohl vollends den Atem?

Mit deutschem Gruße!

(gez.) Ewald Banse.

Nein, Herr Professor, den Atem verschlägt's uns nicht. Wenn Sie nicht gerade Hochschullehrer wären und als solcher, zumal heute, wahrscheinlich doch eine gewisse Wirkung ausübten, müßten wir sogar das Lachen verbeissen; denn Ihr Brieflein entlarvt Sie als wissenschaftlich angehauchten Hausknecht, dessen Landsmann zu werden sich „Ihr“ R. F. Meyer wahrscheinlich doch schämen würde. Wenn er vor über sechzig Jahren einem weitere dreihundertfünfzig Jahre früher verstorbenen Reichsritter unter dem Eindruck der Ereignisse von 1870 und 71 diese Worte in den Mund legt, so beweist das noch nicht das,

*) Die gesperrten Stellen sind vom Briefschreiber unterstrichen! Die Stelle steht in „Guttens letzten Tagen“ („Deutsche Libertät“).

was Sie damit beweisen wollen. Daß Sie die Briefstelle kennen, wo er sich ausdrücklich zu den Folgen des Schwabenkrieges bekennt, können wir nicht verlangen, aber wenn Sie den Mann einigermaßen kannten, so wüßten Sie, daß er der letzte wäre, der auf so plumpe Weise „Volksgegnossen“ gewinnen möchte wie Sie. Lesen Sie doch unsere Darstellung einmal aufmerksam nach, so sehen Sie, daß gerade wir vom „International-schweizerischen Sprachverein“ uns zum deutschen Volke rechnen, wenn der Zusammenhang es erlaubt, d. h. wenn Volk nicht staatlich gemeint ist, und daß wir uns nur das Recht wahren wollen, auch von einem Schweizervolke zu sprechen, was man uns hat verwehren wollen. Sie brauchen sich unser also nur halb so heftig zu schämen. Wenn Sie aber meinen, Ihre Kartoffel habe in der Welt zu viele Freunde und noch mehr Feind' brächten noch mehr Ehr', so sind Sie auf dem rechten Wege. Dann aber versteht Ihr „Propagandaminister“ Goebbels sein Amt nicht. Denn er hat kürzlich in Genf ausdrücklich zu unserm Bundesrat Motta gesagt: „Die Doktrin und Politik der deutschen Regierung richten sich keineswegs gegen die Schweiz. Ganz im Gegenteil.“

Die Schweiz ist ein starker und gesunder Organismus, der sich harmonisch im Laufe einer langen Geschichte entwickelt hat. Man könnte sich Europa nicht mehr vorstellen ohne die Schweiz. Dieses Land hat eine hohe eigene Aufgabe. Man könnte die Schweiz nicht mehr wegdenken. Man könnte nicht mehr ohne sie auskommen. Das Reich würde die größte Abenteuerpolitik treiben, die es in Konflikt mit einer großen Zahl von Staaten bringen würde, wenn es Anspruch darauf erheben wollte, sich alle Bevölkerungen deutscher Rasse und Zunge einzuverleiben. Trotz der Verschiedenheit der Ideen und der Einrichtungen will das Reich mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft auf dem Fuße einer tiefen und dauernden Freundschaft leben.“ Herr Goebbels hat Herrn Motta ausdrücklich ermächtigt, von dieser Erklärung öffentlich Gebrauch zu machen. Abenteuerpolitik nennt er das, was Sie deutsche Landeskunde nennen, Sie politischer Abenteurer. Aber vielleicht senden Sie ihm einmal Ihr geschätztes „Lehrbuch“. — Mit deutschem Gruße! **)

Zur Dingwortkrankheit.

Von alten Schülern erhalte ich gelegentlich Belege für allerlei sprachliche Unarten zugesandt. Besonders ein Arzt beklagt sich darüber, was für Zeug sich die Mediziner oft in der Fachliteratur mühen gefallen lassen. Aus einer Reklameschrift, die die Unterschrift eines Zürcher Arztes trägt, seien als Beispiel die zwei ersten Sätze (mit einigen Auslassungen) gebracht:

„Die neuerdings von anderer Seite in andern Ländern inszenierte starke Verwendung obiger Fabrikate ... ohne Möglichkeit der direkten Beaufsichtigung von Propagandamethoden verlangt den Versuch einer möglichst kur-

**) Wir haben in Nr. 5/6 auch erwähnt, der Verlag Huber habe einmal den Titel seiner Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ ändern wollen. Der Verlag gibt zu, daß eine Änderung erwogen wurde, bestreitet aber die angegebenen Gründe. Unser Gewährsmann hält an seiner Darstellung fest. Wir nehmen immerhin mit Genugtuung Kenntnis davon, daß dem Verlage daran liegt, nicht der „Nachgiebigkeit dem schweizerischen Nationalismus gegenüber“ gezogen zu werden, und daß er nicht im Ruße stehen will, er empfinde jenen Titel als zu deutschfreundlich.

zen Zusammenfassung einer seit 35 Jahren unablässig verfolgten Frage, die durch die Entwicklung der Lebensverhältnisse von heute zu der brennendsten Frage der Gegenwart gehört. Die von bekannter autoritativer Seite gestellte Aufgabe verlangt, eine Bessergestaltung der Resultate von Direkt-Krebsheilungsmaßnahmen irgendwelcher nicht zu diskutierender Art für vor- und nachklinische Zeitspannen des Verlaufes von Krebsleiden zu bringen usw.“

Man sieht, der Schreiber ist nicht imstande, seine Gedanken zu klaren Sätzen zusammenzustellen, hauptsächlich darum nicht, weil er von all den Dingwörtern nicht loskommt. Statt daß er Sätze mit lebendigen Tätigkeitswörtern bildet, fügt er die Menge von Dingwörtern, die z. B. selber besser durch ganze Sätze wiedergegeben würden, zu unförmlichen Gebilden zusammen. — Stümper hat es immer gegeben, und man brauchte sich bei solchen Machwerken nicht lange aufzuhalten, wenn sie nur vereinzelt begegneten. Aber leider ist diese Sucht, das, was das Tätigkeitswort ausdrücken sollte, in ein Dingwort zu fassen, heute weitverbreitet; selbst Lehrer erliegen dieser Mode. Ich führe aus dem Jahresbericht einer kantonalen Schulynode ein kurzes Beispiel an: „Die Jugendfürsorgekommission ist eine Gründung im Jahre 1930.“ Dabei scheint man gar nicht mehr zu empfinden, daß die Bestimmung „i. J. 1930“ (das sog. Adverbiale!) sich natürlich mit dem Zeitwort verbindet und nicht mit dem Dingwort. Ähnliches gilt für folgenden Satz aus demselben Bericht: „Die Kommission hat antragstellenden Charakter an das Erziehungsdepartement.“

Da gilt es, immer wieder auf das Tätigkeitswort hinzuweisen und seine Bedeutung für den Satz. Denen aber, die sich über schlecht geschriebene Artikel ärgern, wäre zu raten, sie möchten ihre Klagen je nachdem bei der Schriftleitung der betreffenden Zeitschrift oder bei der Geschäftsstelle direkt anbringen, die eine solche Reklameschrift versendet. Die Andeutung, daß eine solche Reklame ein neues Mittel nicht empfehle, dürfte am ehesten den Geschäftsmann bestimmen, auch der sprachlichen Form seiner Mitteilungen ein andermal mehr Sorgfalt zuzuwenden.

Wilh. Bruckner, Basel.

Wir laden die Lehrer unter unsern Lesern ein, jenes Dingwörtergestürm durch ihre Schüler in anständiges Deutsch übertragen zu lassen, und wollen den besten Verbesserungsvorschlag gern veröffentlichten und dem Sänder zuhalten. Die Schriftleitung.

Allerlei.

Wozu ein Fremdwort gut sein kann. Ein Mann, durch Trunk aus dem Geleise geworfen, muß in eine Irrenanstalt gebracht werden. Arzt und Pfarrer bringen ihn zu der Ueberzeugung, daß für ihn völlige Enthaltung vom Alkohol nötig ist, daß er seine bisherige Umgebung meiden muß usw. Nach einiger Zeit entläßt man ihn. Doch es geht nicht sehr lang, bis er wieder kommt. Auf die Vorhalte des Anstaltspfarrers meint er beschwichtigend: „Ich gebe zu, ich habe einen technischen Fehler gemacht.“ Wir unsererseits geben zu, daß das hübscher klingt als die deutsche Uebersetzung: „Ich bin leider wieder ins Lumpen geraten.“ Bl.